

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **22 (2015)**

Heft 249

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Synkopen der Stadt. von Christoph Keller

I.

I had to be where the music was, and at that time
[New York]'s where the music was.

Carla Bley, pianist, bandleader, composer

Man hört die Leute von weitem lachen. Schreien, weinen, streiten, toben. Singen. Die markdurchdringenden Feuerwehrensirenen, der dauernde Baustellenlärm. Nie ist hier Ruhe. Diese Stadt ist nie fertig. Sie scheitert immer weiter, in immer neue Richtungen, die immer dieselbe ist: New York. Was genau das ist, weiss keiner. Deshalb kann die Suche stetig (und lärmig) weitergehen. New Yorks grösstes Verdienst ist, was Max Ernst, der eine Weile hier gewohnt hat, über sich gesagt hat: dass es sich nie gefunden hat.

Die beste Ausdrucksform, die der Lärm (und das stete Suchen) in New York gefunden hat, ist der Jazz.

Die beste Ausdrucksform, die das Sehen hier gefunden hat, ist die Collage und das *drip painting* (das übrigens der eben genannte Maler in seiner kurzen Zeit hier erfunden hat – ein Grossmeister der Collage war er ja schon; er hat seine Methode grosszügig einem jungen Maler namens Jackson Pollock überlassen, der wiederum manche der besten New York-Jazz-Bilder *drip-malte*. Natürlich immer Jazz-hörend, am liebsten Charlie Parkers *Autumn in New York*.)

Mein erstes Jazzerlebnis in New York war das explosive Set des Bebop-Saxofonisten Charles McPherson, der u.a. mit Charles Mingus gespielt hat – für Mingus und viele andere (Monk! Miles! Evans! Ellington, nicht zu reden von Tatum oder Parker) kam ich viel zu spät. Es war im Village Vanguard, dem intimen und vielleicht besten Jazzclub der Welt, in den ich mich im Rollstuhl damals noch die mörderisch steile Treppe hinunter tragen liess, was ich mich heute nicht mehr trauen und auch niemandem mehr zumuten würde. Doch New York hat auch für Menschen, denen physisch Grenzen gesetzt werden, genug zu bieten: kaum ein Musiker hier beschränkt sich auf nur einen Club, und viele sind recht gut zugänglich.

So habe ich, der ich meine New York-cum-Jazzliebe schon früh in St.Gallen an *Rhapsody in Blue* und *Manhattan* – die Anfangssequenz von Woody Allens Film, Bilder von New York zu Gershwins Musik, ist eine der gelungensten City-Sound-Collagen, die ich kenne – geschult habe, so viele Höhepunkte erlebt, dass sie mir ein Buch wert wären. Ich sass im legendären (mittlerweile jedoch recht vertouristeten) Blue Note, nahe genug, um Ahmad Jamal, dem Meister der synkoptierten Pause, beim Klavierspielen auch zusehen zu können.

Ich befand mich sozusagen Schulter an Schulter mit Eric Harlands Drumset (er spielte in Dave Hollands Quintet im Birdland), sodass mir erst angst und bange wurde – ich bin ja eigentlich lärmempfindlich –, Harland mir aber eine einmalige Lektion in Hören und Sehen erteilte: noch nie habe ich einen Drummer so schnell und präzise spielen sehen.

Ich sah und hörte Anat Cohen, die im Washington Square Park mit ihrer Klarinette lyrischbluesig aus dem Mingus Orchestra ausbrach. Ich erlebte den Coltrane-geschulten Klaviergiganten McCoy Tyner, der mit der genreerweiternden Bassistin Esperanza Spalding und dem Post-Bop-Saxofonisten Joe Lovano das Publikum mit einer Zwanzigminutenversion von *Walk Spirit, Talk Spirit* zum Fliegen brachte – über New York, denn im Appel Room des Lincoln Jazz Centers sieht man jenseits der Bühne den Columbus Circle, 59th Street und einen Streifen Central Park. Ich bewunderte Charles Lloyd mit dem griechischen Lyra-Spieler Sokratis Sinopoulos und dem Pianisten Jason Moran im Metropolitan Museum, wo er vor einem ägyptischen Tempel seine neue rhythmisch-meditative Suite *Wild Man Dance* spielte. Ich erlebte – immer wieder – Maria Schneider und ihre Big Band, die mit ihrem neuestem Album *The Thompson Fields* ein elegischverzauberndes Meisterwerk veröffentlicht hat. Ich sehe bei jeder Gelegenheit (zuletzt in den Schweizer Alpen, auf dem Crap Sogn Gion) den Saxofonisten, Komponisten und Arrangeur Daniel Schnyder, den zum Freund gewordenen



Chambers & Broadway
(Billy Strayhorn)

BLOOD COUNT

Horton, Shelby's oldest friend and former lover, stood beside Shelby's hospital bed, bent-over in despair. I can't be you anymore. I hardly have the strength to be me, said Shelby. It was what Billy Strayhorn said (or wanted to say) to Ellington, when Strayhorn was dying of esophageal cancer. When Horton had left – he'd started going to church, just like Ellington had started writing sacred music at the end of Strayhorn's life – Shelby played *Blood Count* on his tablet. It was Strayhorn's final composition, written before he died in this ward at the Hospital for Joint Diseases in East Harlem. Pulling up his gown, popping open his abdominal tap and pouring Cognac into it, Shelby let the rhythmic moan of the music enter him. When Horton was at Grace Church, praying for the strength to be both of them, he'd hear the music too.

«American composer (Swiss born)», mit seiner Charlie Parker-Oper, die schon in Philadelphia gefeiert wurde, nächstes Jahr im Apollo-Theater: It doesn't get any more New York than this!

II.

If you take care of your music, your music will take care of you.

Melba Liston, trombonist, composer

Ah, New York, beste Stadt für Behinderte, nicht nur für Blinde, wie der Basler New-York-Fanatiker und Leichenhaus-schaulustige Jürg Federspiel einst glaubte. Beste Stadt für Rollstühle... New Yorks Strassen und Gehsteige, stets überfordert, stets bilden sich Löcher, die, sich mit Regenwasser anfüllend, Pfützen werden. Diese, wassergefüllt oder nicht, stören den Rhythmus des Verkehrs, ob im Auto, auf dem Fahrrad oder zu Fuss. Es sind die Synkopen der Stadt; sie, diese ungezählten kleinen Störungen, unterbrechen die logische Harmonie der Fortbewegung, schaffen auf diese Weise rhythmische Spannung. Sie sind es, die den Jazz zum Jazz und New York zu New York (und überhaupt ein Leben zu einem spannenden) machen.

Jene kleine Störungen, die ich meine, haben, so viel mir ist, keinen speziellen Namen – die Ur-New-Yorkerin Gra-

ce Paley (deren Stories kürzlich bereits zum zweiten Mal ins Deutsche übersetzt worden sind) hätte sie vielleicht «little disturbances» genannt – es sind die Löcher, die sich dort bilden, wo die Gehsteigrampen in die Strassen münden. Diese sind, klar, entscheidend für das Weiterkommen der Menschen, die rollend unterwegs sind. Während sie den Schritt eines Gehenden ändern, stoppen sie mein Rollen: Wie tief ist das Loch? Komm ich da heil durch? Ist es besser, zur nächsten intakte(re)n Randsteinsteinrampe zu rollen?

Besser ist es, ich bleibe und schaue.

Manche dieser «little disturbances», mit Wasser gefüllt und in Licht getaucht, fast alle in New York, werden zu magischen Momenten, nimmt man sich nur die Zeit zum Staunen. In den Wasserspiegelungen entsteht ein weiteres New York, eins, das man so anderswo nicht sehen kann. Jazzyge Stadtsynkopen. Kleine Störungen, die sich als die Eigentliche entpuppen. Meisterwerke, die nicht im Modern Museum of Art hängen, sondern – buchstäblich – auf der Strasse liegen. Es sind *drip-paintings*, vom Regen hingespritzt, von der Sonne beschienen, von der Kamera eingefangen, New York improvisierend. Es sind Collagen: elektrisierend wie jene Romare Beardens, vielschichtig und -stimmig wie die Theaterstücke August Wilsons, die Fugen sprengend wie die Gebäude Frank Gehrys. Es sind Jazzbilder.

Meine benenne ich nach Jazzmusikern:

Billy Strayhorn (1), Ahmad Jamal (2), Billy Higgins (3).



Lafayette between Jersey & Houston
(Ahmad Jamal)

NEW RUMBA

She'd reserved this table at the Blue Note so she could see what Ahmad Jamal was doing with the keyboard. He was playing *New Rumba*, one of her favorites. He was spreading his fingers to let the universe through; he was creating spaces to leave the music behind. She'd booked this table for all ten sets but her heartbeat was already with the music. I'm leaving, she whispered to her friend, aware that her voice couldn't reach Laura anymore.



LaGuardia & West 3rd
(Billy Higgins)

SOUND SEEKERS

I can't do this from a physical level anymore, Master Higgins said, letting his gaze linger on the meadow of instruments in the living room. Acoustic guitar, Indian drums, African percussion, trap set; Akhi's saxophones, piano, Tibetan oboe, tarogato, flutes, more clarinets. You couldn't walk anymore. I won't be there, Master Higgins said, but I will always be with you. He looked up. After a while, he smiled and played dut-dut-dut to Akhi's Spanish tune, swinging, dancing, raising the music.

Christoph Keller wohnt in New York und St.Gallen. Eben erschienen: *Alles Übrige ergibt sich von selbst*, Maag&Minetti-Geschichten, Edition Literatur Ostschweiz (siehe auch Seite 54).

Neue Perspektiven
eröffnen – Master-Studium
in Sozialer Arbeit
Informationsanlass

Donnerstag, 26. November 2015, 18.15 Uhr, FHS St.Gallen
Anmeldung und Infos: www.fhsg.ch/infoanlaesse

FHS St.Gallen
Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

MASTER
IN
SOZIALER
ARBEIT
BERN, LUZERN,
ST.GALLEN, ZÜRICH

FHO Fachhochschule
Ostschweiz



Damaris Diethelm, Sozialpädagogin, Masterabsolventin Soziale Arbeit

**brockenhaus
degersheim** STIFTUNG TOSAM

Mi-Fr: 10-12 / 13.30-18 Uhr, Sa: 9-16 Uhr
Taastrasse 11, 9113 Degersheim

**GRÜNE
LES VERTS**
GRUENE.CH/VERTS.CH

MICHAEL SARBACH, 11.04
2X AUF JEDE LISTE. DANKE!
Politikwissenschaftler, Vorstand Gare de Lion, Musiker
Stadtparlamentarier seit 2005

COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

**DIE LITERARISCHE UND MUSIKALISCHE WELT DER KARIBIK
UND AFRIKAS IN DER COMEDIA. WELTLITERATUR UND WELTMUSIK
IN IHRER GANZEN VIELFALT.**

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog **mit E-Shop!**

Appenzell Ausserrhoden Bellavista auf Vögelinsegg

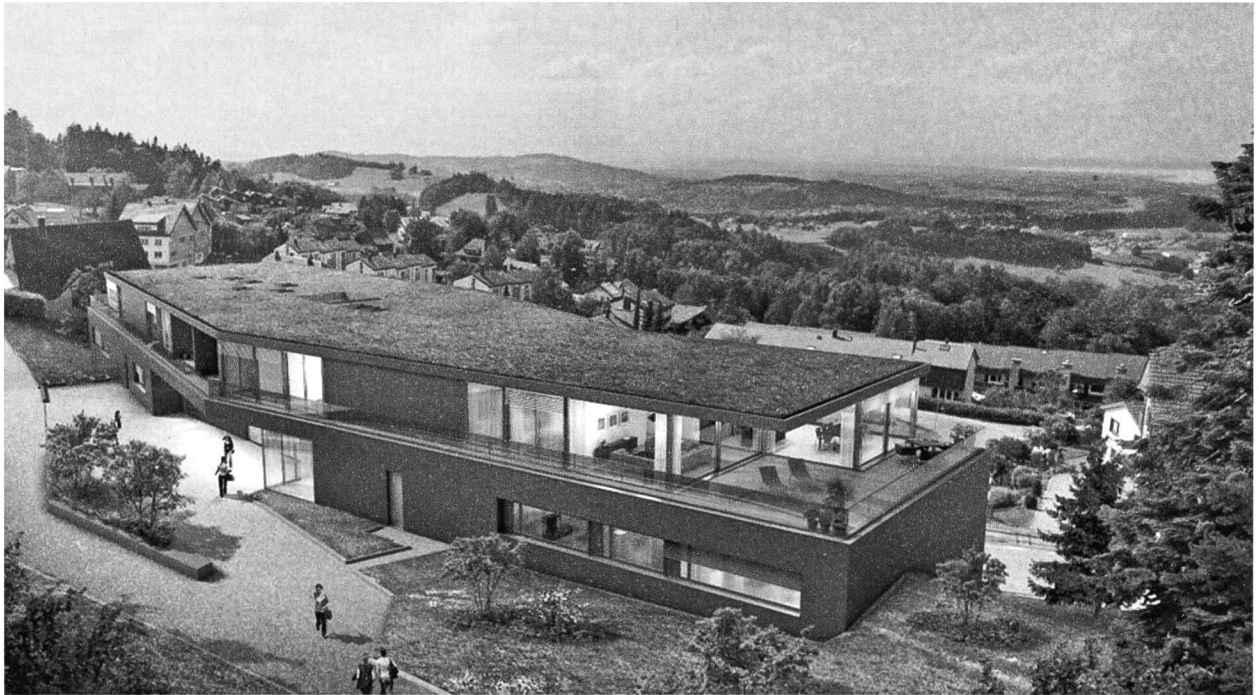


Bild:pd

Wer die «Montagne de Vögelins-Egk» von St.Gallen her besteigt und es schliesslich geschafft hat, ganz oben zu stehen und zurückzuschauen, hinunter, Richtung Norden, sieht etwas vom Schönsten, was es im Appenzellerland zu sehen gibt: Weite, soweit das Auge reicht; Öffnung, Befreiung und erst ganz weit hinten, bei schönem Wetter auf der Höhe des Ulmer Münsters, den Horizont. Und wie aus der Landkarte ausgeschnitten, in seiner eigenwilligen Form altvertraut, silbern funkelnd oder blau in allen Nuancen der Bodensee.

Johann Michael Afsprung, ein Professor von dort drüben knapp hinter dem Horizont, schreibt Anfang der 1780er-Jahre, beziehend auf die Aussichtsorte, die er auf seiner Reise südwärts sammelt: «Doch sind alle diese und viele eben so schöne nicht zu vergleichen mit der Aussicht, die das Auge auf Vögeli's Eck fesselt. Über diese Aussicht ist so viel nahmenloser Reitz ausgegossen, als man schwerlich noch in einem Gesichtskreise finden wird.»

Ich habe die Vögelinsegg eigentlich erst über Afsprung und seine Zeitgenossen richtig kennengelernt. Er hat mir die Augen geöffnet für die einmalige Sicht nach aussen, aber auch nach innen, hinunter ins Goldachtal zur Linken und auf den Alpstein zur Rechten. Vorher war die Vögelinsegg für mich ein kleiner Passübergang zwischen Speicher und St.Gallen, eine von mehreren Kurven. Ihr Name war mir aus der Schule bekannt: «Schlacht bei Vögelinsegg». Und den Jüngling mit Hellebarde, der seit über 100 Jahren ganz oben

auf der Kuppe mit Blick Richtung St.Gallen an diese Schlacht erinnert, betrachte ich bis heute immer mal wieder, wenn ich an ihm vorbeifahre.

Das Vorbeifahren in jüngster Zeit stimmt allerdings nachdenklich: «Hier entstehen vier Luxus-Penthouse-Wohnungen, die ihrer Bezeichnung gerecht werden», lese ich. 3,5 Zimmer die kleinste, 204 Quadratmeter für 1,84 Millionen Franken. Ein riesiges Loch klafft im Berg. Vor Jahresfrist schon war auf der Südseite der Montagne ein Loch gegraben worden, das heute gefüllt ist: mit viel Beton und mehreren Stockwerken – die Klinik Nummer eins. In Bälde wird auch im Norden viel Beton und Glas aus dem Berg wachsen: Klinik Nummer zwei, «Bellavista» – sinnigerweise. Und obendrauf gepflanzt die Exklusivität von vier Wohnungen. Glücklicherweise, wer sich den Hügel, dessen Name im kollektiven Gedächtnis der Appenzellerinnen und Appenzeller an Freiheit erinnert, mit etwas Bargeld erwerben kann.

Heidi Eisenhut, 1976, ist Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

Als ich mein Fahrrad vor dem Supermarkteingang abstellte, kam ein älterer Mann auf mich zu, dessen Kleidung – brauner Anzug mit Weste – man mit der alten Formel «ärmlich, aber sauber» gut beschreiben könnte. Er sah ungefähr aus, wie ich mir einen slowakischen Bauern im Sonntagsstaat um 1920 vorstelle, war aber wohl ein rumänischer Rom. Ich erkannte ihn jedenfalls nicht auf Anhieb als Bettler, sondern erst, als er die Hand aufhielt und dazu etwas murmelte. Als ich nicht auf die Geste reagierte und weiter an meinem Radschloss herum machte, zog er sein Hosenbein hoch und zeigte mir seinen Unterschenkel. Der war vielleicht ein wenig angeschwollen und verfärbt, aber bei weitem nicht in jenem Grad deformiert, den andere Bettler vorzeigen können, und ich hatte in diesem Sommer der kurzen Hosen schon weitaus schlimmere Krampfadern etc. an einheimischen Pensionisten gesehen. Also zeigte ich jetzt doch eine Reaktion: Ich zog meinerseits ein Hosenbein hoch und demonstrierte dem Bettler, dass mein Unterschenkel auch nicht viel besser aussah als seiner. Wir mussten dann beide lachen, aber dass ich ihm zuletzt doch noch Geld gab, lag eher daran, dass er hinter meinem Rücken, den ich ihm beim endgültigen Einstellen des Radschlösses zugekehrt hatte, herunterzuzählen begann: «Zwei Euro? ... Ein Euro? ... Fünfzig Cent?» Ich gab ihm drei Euro, wofür er sich nicht bedankte, aber er hatte ja auch lange fechten müssen.

Falls sich jetzt jemand fragt, warum ich mich so klippig gebe, dann lautet zumindest ein Teil der Antwort, dass ich einerseits nicht allen etwas geben kann und andererseits keine Auswahl treffen will. In der Dornbirner Fussgängerzone sitzen oder kauern täglich vier oder fünf bettelnde Personen, die nach einem undurchsichtigen Prinzip immer wieder ausgetauscht werden. Es sind alte Frauen, junge Frauen (gestern auch eine mit Säugling) und junge Männer. Alte Männer scheinen keine grosse Gebefreudigkeit erzielen zu können, wenn sie nicht Musik machen oder völlig verküppelt sind wie jener Bettler, der mir in der Wiener Wollzeile am selben Vormittag mehrmals begegnete, wobei ich ihm beim ersten Mal etwas gab und er mich immer wieder von Neuem ansprach. Ich kann mir vorstellen, dass ein ambulanter Grossstadtbettler sich keine Gesichter merkt. Allerdings ist auf einer abgelegenen Mittelmeerinsel der Hafentbettler meine Frau und mich ein zweites Mal angegangen, obwohl wir die einzigen Touristen waren und er gewusst haben muss, dass ich ihm vor einer halben Stunde Geld gegeben hatte. Aber probieren kann man es ja immer.

Was mich ein wenig wundert, ist, dass sich in Vorarlberg das Betteln lohnt. Es wundert mich vor allem, seit ich mitgekriegt habe, dass manche den hier neuerdings untergebrachten Syrien- und Afghanistan-Flüchtlingen sogar die Fahrräder neidig sind, die man ihnen zur Verfügung gestellt hat, damit sie nicht den ganzen Tag in der Turnhalle herum sitzen müssen. Sie hätten auch nichts gekriegt, als sie damals hergekommen seien, sagen nicht nur manche Südtiroler.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

Kürzlich stand ich am Bartresen eines Zürcher Clubs. Und vor der Frage Heineken, Ittinger oder Sol? Als Freund regionaler Angebote entschied ich mich für Ittinger (wobei man diskutieren kann, ob Bier aus dem Thurgau in Zürich das Konzept bereits etwas strapaziert). Beim Überfliegen des Etiketts dann aber Ernüchterung: Heineken AG. Nun gut, geschmacklich tat das dem aromatischen Amber Bier keinen Abbruch. Und wie eine kleine Recherche zeigte, stammt der Hopfen offenbar immer noch aus der Kartause Ittingen im Thurgau. Gebraut wird es indes in der Calanda-Brauerei in Chur. Dort wird auch das einstige Winterthurer Haldengut produziert. Beide gehören seit Anfang der 90er zum Heineken-Konzern. Ebenso wie Eichhof aus Luzern. Und Ziegelhof aus Baselland. Und Erdinger aus Bayern. Und Gösser aus Österreich. Und Amstel aus Holland. Und Murphy's aus Irland. Und diverse weitere Marken weltweit.

Im Zürcher Club gab es keinen Weg am holländischen Konzern vorbei. Denn er importiert auch das mexikanische Sol. Weltweit ist Heineken die Nummer drei. Vor den Dänen Carlsberg (u.a. Feldschlösschen, Cardinal, Gurten Bier und Hürlimann) und hinter SAB Miller, einem britischen Konzern, der aus einer südafrikanisch-amerikanischen Fusion hervorging. Auf Platz eins steht derweil Anheuser-Busch InBev, ein brasilianisch-belgisch-amerikanischer Zusammenschluss. Dem Konzern gehören unter anderem Budweiser, Corona, Stella Artois, Beck's, Leffe und Hoegaarden. Eine der treibenden Kräfte hinter dem Biergiganten ist der brasilianisch-schweizerische Investor Jorge Paulo Lemann. Der 76-jährige «Bierbaron» wohnt seit 1999 im Ortsteil Kempraten in Rapperswil-Jona. Die Beteiligung am Konzern brachte Lemann laut «Bilanz» allein 2014 fünf Milliarden Franken Vermögenszuwachs. Insgesamt besitzt der Brasilien-Schweizer gemäss dem «Magazin» rund 25 Milliarden und ist damit der drittreichste Schweizer. Bier mag er laut Medienberichten nicht.

So weit, so unsympathisch. Rapperswil-Jona ist zugleich aber einer der Schauplätze der Gegenbewegung zur internationalen Biermarktkonzentration. Denn seit dem Fall des Schweizer Bierkartells Anfang der 90er-Jahre schiessen Kleinbrauereien aus dem Boden. Ihre Zahl ist von gut 30 auf rund 500 förmlich explodiert – trotz stagnierendem Konsum. Eine davon ist die Bier Factory. Der gebürtige Neuseeländer Stephen Hart braut dort Rappigold und Spezialbiere. Eine kleine Erfolgsgeschichte. Privat und in einigen Lokalen kann man sich deshalb am Gold der Heimat laben. An den grossen Stadtfesten ist das schwieriger. Dort gibts, wie an vielen Festivals, (internationalen) Einheitsbrei. Beim Blues'n'Jazz setzt man auf den grünen Holländer. Beim Seenachtfest 2013 dasselbe. In der Ausgabe 2015 kam nun aber das St.Galler Schützengarten zum Zug. Mittlerweile auch ein Grossbetrieb. Aber immerhin einer der letzten eigenständigen. Und so viel regionale Flexibilität wollen wir im Sinne des kantonalen Zusammenhalts zugestehen.

Pascal Büsser, 1984, ist Redaktor bei der «Südostschweiz».

Thurgau Expo, fertig, los

2027 werde ich mir zusammen mit zehn Millionen zweifellos begeisterten Besucherinnen und Besuchern die Landesausstellung «Expedition 27» anschauen und stolz denken: Gopf, diese Ostschweiz – wie die das wieder gemacht hat! Eine tolle Vorstellung. Zwar wissen die Macher der Expo auch noch nicht genau, was die Inhalte sein werden. Aber immerhin sind Gebiete (St.Gallen kriegt mehr als der Thurgau, '-telli!) und Themen – See, Stadt, Berge – nun skizziert. Für den Rest bleiben ja zwölf Jahre. Eins steht bereits fest, so gut wie sicher: Eröffnung ist am 6. Mai 2027.

Punkt.

Wer Kinder hat, weiss um die Relativität der Zeit. Pupste das Baby eben noch süss in die Windeln, zack, schon hockt es präpubertär in der sechsten Klasse. Insofern sind zwölf Jahre doch nur relativ lang. Es kann also nicht schaden, sich schon heute etwas mit der Mordskiste auseinanderzusetzen, gedanklich. Und vor allem sich zu verinnerlichen: Achtung – frag nicht, was die Landesausstellung für Dich tun kann, sondern umgekehrt. Denn soll das Ding vom Konzept zum Projekt zum Erfolg werden, braucht es Engagement auf allen Ebenen.

Für den Anfang wäre es nicht schlecht, zügig die Bevölkerung der Ostschweizer Trägerkantone als Botschafter zu gewinnen (in diesem Zusammenhang: Hallo Innerrhoden und Schaffhausen, was glaubt Ihr eigentlich, wo Ihr auf der Landkarte liegt?!). Für die frühe Einbindung ist es absolut folgerichtig, dass im Thurgau wie (höchstwahrscheinlich) im Kanton St.Gallen dank rechtsbürgerlichem Druck das Volk über den nächsten Planungskredit bestimmen kann, auch wenn es das nicht zwingend dürfen müsste. Geld macht Leute hellhörig. Sie gilt es zu überzeugen. Ein klares Plazet hievte das Projekt schweizweit mehr ins Bewusstsein und verliehe Legitimität nach innen und aussen.

Und wer wäre da im Lead, wer wird gewählt für weise Voraussicht und gescheites Handeln zum Wohl von Volk und Vaterland? Eben. Politikerinnen und Politiker. Kurz vor den Nationalrats- und ein gutes halbes Jahr vor den Kantonsratswahlen zeichnet sich in diesen Reihen allerdings noch keine überbordende Euphorie ab. Das ist schade. Und auch ein wenig verwunderlich: eignet sich ein Projekt, an das der Bund hälftig maximal eine Milliarde zahlen würde, doch hervorragend für die eigene Profilierung. Die oder der Mrs. oder Mr. Expo könnte sich halb gratis für höhere Weihen empfehlen.

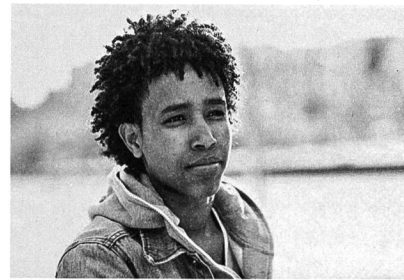
Die Expo 27 schreibt sich unter anderem Nachhaltigkeit auf die Fahne. Natürlich sind bleibende Gebäude, Stege und Seilbahnen nett. Wünschenswerter wäre, dass sich «die» Ostschweiz am Riemen reisst, Ideen entwickelt, das Konzept mit Leben füllt, zusammenwächst, überzeugt. Dann muss man sich auch vor dem Volk nicht fürchten.

Also los.

Rolf Müller, 1967, macht Kommunikation im Thurgau.

Mehr zur Expo:
saiten.ch/expo2027-zu-akademisch/

Stimmrecht Ich sehe Menschen, aber keine Menschlichkeit



Wenn ich die Hasskommentare im Internet lese, frage ich mich, in was für einer fremdenfeindlichen Gesellschaft wir leben. «Wir trauern nicht, sondern wir feiern es.» Ein Flüchtling sei zu wenig. Das Meer habe schon mehr geschluckt, schrieb ein Deutscher auf Facebook zum Bild des dreijährigen Aylan aus Syrien, der auf dem Weg nach Griechenland ertrunken ist.

Kaum eine Woche war vergangen, da sah ich ein Video, in dem eine ungarische Reporterin auf Flüchtlinge eintrat. Ihre Aktion liess die ganze Welt nach Ungarn schauen: Verzweifelte Menschen versuchen, sich mit Kind und Gepäck vom ungarischen Rösszke nach Serbien zu retten, stürmen auf die Grenze zu und werden aufgehalten – nicht von Grenzpolizisten, sondern von einer Kamerafrau. Zuerst tritt sie zwei Kinder, danach stellt sie einem Vater samt Sohn auf dem Arm ein Bein.

Die Videoaufnahmen aus Ungarn sorgten überall für Empörung – fast. Denn bei gewissen Kreisen hat die Kamerafrau auch Fans gefunden. Von Rechtspopulisten wird sie gefeiert: «Diese Frau hat mehr für ganz Europa getan als die EU», las ich auf einem einschlägigen Internetportal. Man müsse sie auszeichnen, kommentierten die User. Sie sei «eine Heldin».

In Europa redet man von einer Flüchtlingsflut und fragt sich, warum alle hierher kommen. Hier die aktuellen Zahlen des UN-Flüchtlingshilfswerks (UNHCR) aus Syrien: 4'015'070 Menschen sind seit Beginn des Konflikts von dort geflohen. Die allermeisten in Syriens Nachbarstaaten, also in den Libanon, nach Jordanien, in den Irak und die Türkei. Nur sechs Prozent kommen nach Europa – und weniger als zwei Prozent kommen schlussendlich nach Deutschland und in die Schweiz.

Es ist krass, wenn ein Land wie zum Beispiel der Libanon mit einer Fläche von nur 10'500 Quadratkilometern – viermal kleiner als die Schweiz – über eine Million syrische Flüchtlinge aufnimmt. Das sind enorme Zahlen. Hier in der Schweiz regt man sich über ein paar Tausend auf.

Man will nicht, dass sie ertrinken.

Man will nicht, dass sie hierher kommen.

Was will man dann?

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist vor vier Jahren aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Er wohnt in Rheineck und macht derzeit eine Ausbildung zum Textiltechnologen.